

Sektion für Geographie und Kartographie

Autor(en): [s.n.]

Objekttyp: **AssociationNews**

Zeitschrift: **Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft. Wissenschaftlicher und administrativer Teil = Actes de la Société Helvétique des Sciences Naturelles. Partie scientifique et administrative = Atti della Società Elvetica di Scienze Naturali**

Band (Jahr): **141 (1961)**

PDF erstellt am: **08.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

14. Sektion für Geographie und Kartographie
Sitzung des Verbandes schweizerischer geographischer Gesellschaften

Samstag, den 23. September 1961

Präsident: Prof. Dr. H. GUTERSOHN (Zürich)

Sekretär: Prof. Dr. E. WINKLER (Zürich)

1. WERNER KUHN (Bern). – *Beitrag zur Geographie von Bern.*

Stadt und Region Bern sind im neueren geographischen Schrifttum kaum vertreten, in der neuesten Literatur fehlen sie fast völlig. Der Referent legt 4 Karten vor, die mit Hilfe von Maturanden des Städt. Gymnasiums Bern (2 Handel-Oberklassen mit 12 bzw. 14 Schülern und Schülerinnen) im praktischen Unterricht entworfen und gezeichnet wurden.

Die Untersuchung erstreckte sich auf die Region Bern in weitem Sinne (bernisches Mittelland von Jurafuß bis Thun). Es wurden folgende Sachverhalte kartographisch dargestellt:

A. Zentrale Orte: In Anlehnung vor allem an Carols Untersuchungen über die Region Zürich wurden die zentralen Dienste unterer und mittlerer Ordnung (Marktort und städtisches Zentrum) herausgesucht. Durch Auswahl von je 12 für jede Stufe charakteristischen Dienstleistungen wurden vollzentrale (10–12 dieser Dienste vertreten), semizentrale (6–9 Dienste) und subzentrale (3–5 Dienste) Orte unterschieden. Dabei ergaben sich folgende hauptsächliche Resultate:

a) Untere Ordnung: Ein verhältnismäßig dichtes Netz mit ziemlich regelmäßiger Streuung, wobei sich immerhin die Talungen von Aare und Emme sowie das Seeland im Kartenbild durch stärkere Häufung ausprägen. In der Nähe Berns wird außer Köniz keine Gemeinde vollzentral; Neuenegg vermag sich neben Laupen, Nidau neben Biel nicht zu halten, wogegen Lyß und Aarberg beide, Münsingen, Worb und Konolfingen alle drei, Steffisburg neben Thun sowie Kirchberg neben Burgdorf die volle Zentralität aufweisen.

b) Mittlere Ordnung: Auf dieser Stufe bestehen 4 Orte als vollzentral mit dem Charakter eines städtischen Mittelpunktes: Bern, Biel, Thun sowie der Flecken Langenthal (mit heute 11 000 Einwohnern). Das größere Städtchen Burgdorf (14 000 Einwohner) spürt die Nähe Berns; Köniz (27 000) und Steffisburg (fast 11 000) beweisen hier ihren Vorortscharakter. Langnau – beinahe so bevölkert wie Langenthal – spürt die geringere Volksdichte seiner Umgebung und wird gleichzeitig durch Burgdorf und Huttwil abgestützt; alle drei sind semizentrale Orte wie auch Köniz und Neuenstadt. Langenthal dagegen profitiert von der Ferne der Hauptstadt, auf der andern Seite hat es erst Olten zu fürchten. Orte wie Lyß

und Aarberg, Herzogenbuchsee und Sumiswald, Worb und Münsingen, Neuenegg (das diesmal Laupen hinter sich läßt) und Schwarzenburg erweisen sich gerade noch als subzentral.

B. Pendelwanderung: In Anlehnung vor allem an die frühe Arbeit von *Guth* (Region Zürich) und neuestens von *Barbier* (Lausanne), unter Verzicht auf Feststellung von Pendlerströmen, wurden zur Darstellung gebracht:

a) *Pendelbilanz*, erhalten aus der Differenz zwischen Zu- und Wegpendlern. Ein positiver Saldo (=Pendlergewinn) kennzeichnet eine Arbeits-, ein negativer Saldo (= Pendlerverlust) eine Wohngemeinde.

b) *Pendlereinzugsgebiet der Stadt Bern*, dargestellt durch den Anteil an Pendlern nach Bern aus den Gemeinden des Kantons Bern (in Prozent der Gesamtzahl der Berufstätigen jeder Gemeinde). Dabei wurde wie folgt gestuft: Gemeinden mit über 25% nach Bern wegpandelnden Berufstätigen, solche mit 15–25%, 5–15% und 1–5%; Gemeinden mit einem Pendleranteil unter 1%, die aber doch noch Pendler nach Bern aufweisen, wurden mit einem Punkt markiert.

Ergebnisse zu a): Stärkste positive Pendelbilanzen weisen auf Bern, Biel, Langenthal, deutliche Burgdorf, Aarberg und Thun; mit kleineren Pendelgewinnen stehen da Herzogenbuchsee, Laupen, Biglen, Lyß und Stettlen. Das sind entweder die großen Zentren der Region oder dann Orte mit einer gewissen gewerblich-industriellen Ballung; bei kleineren Orten ist oftmals ein Betrieb verantwortlich für den Pendelgewinn, so bei Aarberg (Zuckerfabrik), Biglen (Büromöbel) oder Stettlen (Karton- und Papierfabrik Deißwil). – Als Gemeinden mit großem Wegpendlerüberschuß erwiesen sich Köniz, Bolligen, Steffisburg, Großaffoltern, Seedorf, Bätterkinden, Thunstetten, Rüegsau, Signau, Muri, Belp, Wattenwil, Uetendorf, Heimberg, Hilterfingen u. a. Hier handelt es sich um ausgesprochene Wohngemeinden, oft in eigentlicher Vorortlage, so Köniz (mit den Quartieren Liebefeld, Köniz-Dorf und -Gartenstadt sowie Wabern Teile der Agglomeration Bern bildend) und Bolligen (Ostermundigen, Papiermühle-Worblaufen), ebenfalls Steffisburg (Glockenthal und Schwäbis als Außenquartiere von Thun) und Muri (Villenvorort von Bern). Oder es sind größere Dörfer ohne starke eigene gewerbliche Durchdringung mit arbeitsintensiven Orten in unmittelbarer Nachbarschaft. Einen Sonderfall unter den größeren Ortschaften stellt Thun dar: der sehr bescheidene Pendlergewinn muß gedeutet werden als Magnetwirkung eines kräftigen Arbeitszentrums bei gleichzeitiger Abgabe zahlreicher Auspendler in Industriebetriebe, die bereits auf dem Gemeindeboden von Steffisburg liegen.

Ergebnisse zu b): Instruktives Kartenbild mit Möglichkeit zur Abgrenzung des Einzugsgebietes von Bern schlechthin. Normale Intensitätsabnahme mit zunehmender Distanz (10 km bis 10% Pendleranteil); Gemeinden mit mehr als 1% reichen bis an den Bielersee, bis Langenthal und bis Aeschi ob Spiez. Deutlich die Bevorzugung der Gemeinden entlang den nach Bern konvergierenden Bahnlagen. Die entferntesten Tagespendler

kommen von Delsberg und Wilderswil. Jene von Olten kamen infolge Beschränkung auf den Kanton Bern nicht mehr zur Darstellung, ebensowenig die beträchtlichen Anteile vom Bucheggberg und aus Deutsch-Freiburg.

2. OTMAR WIDMER (St. Gallen). — *33. Deutscher Geographentag Köln 1961.*

Im Turnus der seit 1881 stattfindenden «Deutschen Geographentage» wurde 1959 in Berlin als nächster Tagungsort Köln bestimmt; die Veranstaltung wurde vom 22. bis 26. Mai 1961 in der Aula der neuen, hochmodernen, im Zuge des alten Ringwalls um die Altstadt im Grünen isoliert gelegenen Universität abgehalten; eröffnet wurde sie durch die Ansprachen des 1. Vorsitzenden des Zentralverbandes der deutschen Geographen, Prof. *E. Otremba*, Hamburg, des Präsidenten der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der BRD, Senator *Landahl*, Hamburg, des Oberbürgermeisters der Stadt Köln und des Prorektors der Universität Prof. *Th. Kraus*, Köln, Mitglied des die Tagung veranstaltenden Ortsausschusses. — Vor den etwa 1000 deutschen Geographen (sehr vielen aus der Ostzone) und 30 Gästen aus dem Ausland hielt Prof. *A. Kolb*, Hamburg, den Festvortrag: «Die Entwicklungsländer im Blickfeld der Geographie». Schwerpunktthemen der an 6 Halbtagen, unter Verzicht auf Parallelsitzungen, vorgetragenen 21 Referate waren: 1. Gegenwartsfragen der geographischen Wissenschaft und ihre Stellung in Öffentlichkeit und Schule; 2. Probleme der Wirtschafts- und Sozialgeographie; 3. diese betreffende Forschungen und Beobachtungen auf Reisen; 4. Forschungen zur Deutschen Landeskunde; 5. Geomorphologie; 6. bezügliche Forschungsfragen und Beobachtungen im Felde. — Abendvorträge hielten Prof. *K. Kayser*, Köln: «Afrika 1960 — eine geographische Bilanz», und Prof. *Kraus*: «Die Stadt Köln — Einführung zu den Exkursionen»; letztere galten den Braunkohlenrevieren bzw. einer Führung im Institut für Landeskunde in den neuen Räumen der Bundesanstalt in Bad Godesberg durch Prof. *E. Meynen*. In der Vollversammlung des Zentralverbandes wurden dessen neue Vorstandsmitglieder bekanntgegeben: 1. Vorsitzender des Verbandes der deutschen Hochschullehrer der Geographie und damit des Zentralverbandes Prof. *W. Hartke*, München, des Verbandes der deutschen Schulgeographen Oberstudienrat Dr. *Neue*, Hannover, des Verbandes der deutschen Berufsgeographen Dr. *Vetter*, Königswinter, als Vertreter der deutschen Geographischen Gesellschaften Frau Prof. *A. Krenzlin*, Kelkheim/Taunus, und der abtretende Zentralpräsident Prof. *Otremba*. Geschäftsführer ist PD Dr. *F. Wilhelm*, München, die nächste Tagung findet 1963 in Heidelberg statt. — Den Abschluß bildete an Stelle üblicher Empfänge der Gäste eine dreistündige nächtliche Rheinfahrt. Es folgten ein- bis dreitägige Exkursionen.

Das im Vordergrund stehende Problem der Stellung der Geographie behandelten die Referate: *Neue*, «Der Bildungsauftrag der Schulkunde und ihr Verhältnis zur Hochschulgeographie»; *Hartke*, «Die Bedeu-

tung der geographischen Wissenschaft in der Gegenwart»; *W. Witt* (Kiel), «Landesplanung und Geographie». In Deutschland sind die Würfel gefallen, gemäß der Rahmenvereinbarung der Kultusminister vom Oktober 1960 in Saarbrücken ist, trotz Einsatz aller interessierten Kreise, Erdkunde als selbständiges Fach in der obersten Stufe der Mittelschule verschwunden und wird, zusammen mit Geschichte und Staatskunde, ersetzt durch das neue Fach «Gemeinschaftskunde»: Geographie, diese heute in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, in Politik und Wirtschaft höchste Beachtung verdienende Wissenschaft wird nicht genügend gewürdigt, ja vielfach ignoriert. In der Landesplanung spielen Geographen nicht die ihnen zukommende Rolle, Berufsgeographen finden selten Verwendung für Aufgaben, die sie besonders erfolgreich erfüllen könnten. Die Hochschulgeographie sollte für eine den heutigen Anforderungen entsprechende Ausbildung sorgen. — Ein anderes Hauptthema bildete die Sozial- oder besser Soziogeographie als neue Betrachtungsweise oder eigenständige Disziplin, ein Problem, dem die folgenden Referate gewidmet waren: *Bobek* (Wien), «Über den Einbau der sozialgeographischen Betrachtungsweise in die Kulturgeographie»; *Otremba*, «Die Gestaltungskraft der Gruppe und der Persönlichkeit in der Kulturlandschaft». Wegen Erkrankung entfiel das Referat von Prof. *Behrendt*, Bern, über «Die gesellschaftliche Infrastruktur der Entwicklungsländer». Weitere Referate galten Ghana, Costa Rica, Kaschmir, Japan und der Mongolei (*Barthel*, Dresden). — Das Gebiet der Deutschen Landeskunde betrafen Referate über Morphologische Karten, Phänologischen Jahresablauf, Gewinnflurenentwicklung und Landwirtschaftliche Erbgewohnheiten. — Der Morphologie dienten Referate über Hochgebirgsformen in Alpen und Taurus (*Spreitzer*, Wien), die Spitzbergen-Stauferland-Expedition 1959/60 (*Büdel*, Würzburg), Urstromtäler, Antillen, Südchina (*Gellert*, Potsdam) und Mongolei, welche letztere Gebiete von Geographen der Ostzone bereist werden konnten.

3. OTMAR WIDMER (St. Gallen). — VII. Internationaler Kongreß für Namenforschung Florenz 1961.

In Fortsetzung der Reihe der bisherigen Internationalen Namenforschungskongresse (1938 und 1947 Paris, 1949 Bruxelles, 1952 Uppsala, 1955 Salamanca, 1958 München) fand der VII. Kongreß vom 4. bis 8. April 1961 in Florenz und Pisa statt; als nächste Tagungsorte sind vorgesehen: 1963 Amsterdam, 1966 London und 1969 Wien. Unter den angemeldeten 500 Teilnehmern, davon 280 Ausländern aus 40 Staaten, war die Schweiz durch 8 Delegierte vertreten. Vorbereitet und geleitet wurde der Kongreß vor allem durch den unermüdlichen Hauptorganisator der Tagung, Prof. *Carlo Battisti*, ferner Prof. *Giacomo Devoto* und Prof. *Bruno Migliorini*, zugleich Vorsitzende der drei Kongreßabteilungen: Toponymie; Anthroponymie; Kartographie und Toponomastik. Nach der Eröffnung im Palazzo Vecchio in Anwesenheit des verdienten Generalsekretärs des Comité international des sciences onomastiques (CISO),

Prof. *H. J. van de Wijer*, Louvain (Belgien), wurden in den Vollversammlungen und in zahlreichen parallelen Sektionssitzungen 175 Referate italienisch, französisch, englisch und deutsch an sechs Halbtagen in der Aula der alten Universität Florenz und an einem Tage in Pisa gehalten. Zeichen der Gastfreundschaft des Tagungslandes waren die festlichen Empfänge durch Behörden und andere Institutionen. — Die Themen ergeben sich aus dem Organisationsschema des Kongresses: Abteilung I «Ortsnamenforschung» (*Devoto*) befaßte sich mit der stratigraphischen Untersuchung der indoeuropäischen und früheren Sprachschichten im Lichte der Ortsnamen in den Sektionen 1. Kleinasien, 2. Balkan, 3. Italien, 4. Iberien, 5. Kontinentaleuropa, 6. Typologie der Ortsnamen, 7. Beziehungen der Onomastik zu Archäologie und Vorgeschichte, 8. keltische und 9. slawische Substrate. Abteilung II «Personennamen», besonders des Mittelalters (*Migliorini*), gliederte sich in die Sektionen 1. romanische, 2. keltische, 3. germanische, 4. slawisch-baltische, 5. griechische Namen, 6. allgemeine Probleme. Abteilung III «Angewandte Namenkunde» (*Battisti*) diente praktischen Zwecken der Kartographie: 1. Methoden der Ortsnamensammlung, 2. Nationale Ortsnamenrepertorien, 3. Transkription, 4. Geographische Fachausdrücke.

Von größter Wichtigkeit war die Erörterung der Transkription und Transliteration fremder Ortsnamen. Dieses vordringliche Problem der internationalen Standardisierung und Vereinheitlichung der Ortsnamenschreibung auf nationaler Basis ist wirksam gefördert worden durch Weiterleitung des vom VI. Kongreß in München 1958 gutgeheißenen Programmwurfes des US Board on Geographic Names (*M. Burrill*, Washington) an den Wirtschafts- und Sozialrat (Economic and Social Council, ECOSOC) der UNO als Zentralstelle für die Zusammenarbeit aller Länder und durch das Expertentreffen bei der UNO im Juni 1960. — Zum Nachteil der geographischen Interessen ist leider die am Internationalen Geographenkongreß in Rio 1956 auf Anregung eines UNESCO-Vertreters gefaßte Resolution zur Schaffung einer Ortsnamenkommission vom Exekutivkomitee der Generalversammlung nicht vorgelegt und das Versprechen der Vorlage am Kongreß in Stockholm 1960 nicht eingelöst worden.

Besonderes Interesse bot ein Referat von Prof. *V. Georgiev*, Sofia, demzufolge die von *Kretschmer* 1896 begründete «Mediterrane These» einer einheitlichen Sprachschicht von den Pyrenäen bis zum Kaukasus, getragen durch die supponierte Verwandtschaft von Iberisch, Baskisch, Etruskisch, Pelasgisch, Kleinasiatisch und Kaukasisch, zusammengebrochen erscheint durch die Feststellung der Zugehörigkeit der vorhellenischen Sprachen und Namen Griechenlands und des Balkans, der kretischen Linear-B-Texte und der Hauptsprachen des kleinasiatischen Hethiterreiches zur indoeuropäischen Sprachgruppe.

Siedlungsgeographisch aufschlußreich waren Referate wie jene von Prof. *Bach* (Bonn), Ortsbewohner- bzw. Ortsinsassennamen (im Gegensatz zu echten Siedlungsnamen); *Kuhn* (Kiel), Vorindogermanische Ortsnamen im Deutschen; *Kranzmayer* (Wien), Bäuerliche Ortsnamenge-

bung; *Bruno Boesch* (z. Z. Freiburg i. Br.), Weiler-Orte; *Rohlf's* (Tübingen), Personen- und Ortsnamen; *Hubschmid* (Bern), Sardische Namen; *H. Kläwi* (Winterthur), Ausbausiedlungen in der Nordostschweiz; *Zinsli* (Bern), Flurnamen.

Die Tagung schloß mit einer fakultativen Fahrt nach Siena.

4. E. GERBER (Schinznach-Dorf). — *Bodenbewegungen an Jurahängen.*

5. W. KÜNDIG-STEINER (Zürich). — *Die Chinesen in Vietnam.*

In manchen Ländern Südostasiens bilden die Chinesen die bedeutendste Minoritätengruppe. In Malaya erreicht sie 35 %, in Britisch-Borneo 27 % und in Thailand um 12 % der Gesamtbevölkerung. In Südvietnam sind es noch 7 %, in Kambodscha um 6 %. Sehr klein ist die chinesische Volksgruppe in Nordvietnam und in Laos, wo ihr Anteil auf 0,5 % absinkt. Auch in Burma und auf den Philippinen sind knapp 1 % Chinesen sesshaft. Von den gesamthaft etwa 11 Millionen zählenden Auslandchinesen beherbergt Südvietnam rund 800 000, somit um 7 %. Es soll im Folgenden gezeigt werden, wann und wo sich ihre Einwanderung vollzog, zudem in welcher Art sich heute die Chinesen im Wirtschaftsleben Vietnams einzuschalten vermochten. Im Verlaufe meines Südostasienaufenthaltes 1961 hatte ich mehrfach Gelegenheit, mit vietnamesischen Chinesen ins Gespräch zu kommen. Meine Ausführungen stützen sich daher vorwiegend auf persönliche Quellen.

Die Chinesenauswanderung nach Vietnam begann bereits im 3. und 4. Jahrhundert und verstärkte sich später spürbar bis ums Jahr 1000. Diese ältern Auswanderergruppen verschmolzen restlos mit den ansässigen Annamiten. In Zeiten sozialer Unsicherheiten stieg der Zustrom von Flüchtlingen, in friedlicheren Zeiten ging er zurück. Viele verwandtschaftlichen Beziehungen reichen heute noch nach Zentralchina. Quellenmäßig verbürgt sind stärkere Zuwanderungen im 17. Jahrhundert, wie etwa der Zustrom um 1674, als rund 3000 Ming-Soldaten, die sich der siegreichen Mandschu-Dynastie nicht unterwerfen wollten, in Annam um Asyl nachsuchten. Sie siedelten sich als Holzfäller und Ackerbauer bei Bien Hoa, 40 km östlich der Stadt Saigon, an und legten damit den Grundstock zu einer typischen Chinesenregion Südvietnams. Die friedliche Chineseninfiltration setzte sich auch im 18. und 19. Jahrhundert fort, d. h. solange die Oberherrschaft Chinas über Annam nicht durch die französische Kolonisierung, die von 1858 bis 1907 dauerte, gebrochen war. Noch vor der Jahrhundertwende gingen die direkten chinesischen Kultureinflüsse spürbar zurück, aber um so mehr entwickelte sich nun unter dem Schilde der Kolonialregierung der wirtschaftliche Einfluß der Auslandchinesen. Mehr als je erschienen auf dem Dorfe jene Händler und Krämer, die, sehr strebsam und sparsam, mehr und mehr den Zwischenhandel beherrschen konnten. Zur Erschließung Indochinas wünschten sich die französischen Kolonialbehörden chinesische Straßen- und Eisenbahnbauarbeiter, auch Hilfskräfte für die noch junge Plantagenwirtschaft. Aber um

1890 verzeichnete Vietnam erst um etwa 60 000 Chinesen, somit erst rund ein Zwölftel der heutigen Zahl.

Mit der Zweiteilung Vietnams im Jahre 1954 kamen im Flüchtlingsstrom von 1,2 Millionen um 45 000 Chinesen aus Norden mit, die sich größtenteils in der Region der großen Chinesenstadt Cholon bei Saigon niederließen. Cholon, das heute um 750 000 Einwohner zählt, vermochte diesen Zustrom gut zu assimilieren. Cholon beherbergt heute gut 500 000 Chinesen, somit um zwei Drittel aller in Vietnam.

Die wirtschaftliche Aktivität der Chinesen in Vietnam ist heute augenfälliger denn je. In Landwirtschaft und Industrie, im Handel und Bankwesen, aber auch in den sozialen Diensten und in der Schulung sind sie pionierhaft. Fast alle Gründungen von Tee- und Pfefferplantagen beruhen auf initiativen Chinesen. Die Grüngemüseplantagen rund um Saigon gehören fast ausschließlich Chinesen. In manchen Provinzen, wie etwa in Ba-Xuyen und An-Xuyen (d. h. im küstennahen Mekongdelta), begannen die Chinesen mit dem Reisbau, verließen ihn und übernahmen den Reistransport sowohl zur Mühle als auch zum Exportschiff und die Reederei dazu. Im weitem sind in den Holzregionen Südvietnams viele Sägewerke in chinesischer Hand. Schon seit Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte sich die Raffinage und die Vermahlung des Reises zu einer typisch chinesischen Industrie. Die erste große Reisschälerei Vietnams baute 1878 ein Chinese. Heute gibt es in Cholon etwa 70 Reisschälereien, die alle in chinesischer Hand sind und täglich 8000 bis 9000 Tonnen Reis verarbeiten können. Mehr und mehr beschäftigt sich der chinesische Unternehmer multiindustriell. Die Chinesen besitzen die meisten Zuckerraffinerien Vietnams, auch die meisten Betriebe zur Verarbeitung von Kokos- und Erdnüssen. Charakteristisch für den großen chinesischen Anteil im Transportwesen sind die Schiffswerften, deren erste vor gut hundert Jahren chinesisch war. 1927 gab es in Vietnam um 30 chinesische Schiffsbaufirmen. Heute sind es noch deren 10, aber unter ihnen befindet sich die größte des Landes. Sie hat sich u. a. auf den Bau von Flußschiffen für den Reistransport spezialisiert. Die Textilfabriken befinden sich fast ausschließlich in Cholon. Es sind familiäre Werkstätten, in denen gleichzeitig Seide, Baumwollen und neuerdings auch Kunstfasern verarbeitet werden. Im weitem sind die Chinesen in der Porzellanindustrie, in der Gummi-, der Kerzen- und der Weihrauchherstellung die wichtigsten Fabrikanten des Landes.

Am meisten überrascht, daß die großen chinesischen Banken relativ spät errichtet wurden. Erst 1946 wurden die jungen Zweigstellen der Hongkonger «East-Asia-Bank» von Hanoi und Haiphong nach Saigon verlagert und ein Jahr später nach Cholon ausgedehnt. Bereits 1927 legte die chinesische Verkehrsbank eine Filiale in Saigon und eine in Cholon an. Die älteste Vertretung – seit 1910 – besitzt die chinesische Handelskammer in Saigon, deren Geschäftsleiter bis 1959 stets Glieder eines Stammverbandes, d. h. eines Clans in China waren.

Wer in Vietnam höhere Schulen besuchen wollte, mußte bis um die Jahrhundertwende nach Hongkong, Kanton oder Schanghai fahren. Erst

um 1908 waren die Chinesen von Cholon so weit, daß sie – mit Bewilligung der Franzosen – ein Handelslyzeum eröffnen konnten. Um 1930 gab es in Vietnam um 125 chinesische Schulen, 1960 waren es um 230, wovon fast die Hälfte im Raume Saigon–Cholon. Auch heute noch gehören die Quartierschulen für Chinesen privaten Institutionen; die höhern, meist öffentlich unterstützten Schulen werden sehr oft von einer Stammverwandtschaft, d. h. von einem Clan, geleitet, die ganz bestimmte Lehrziele verfolgt, die mit denen der jungen Vietnam-Republik nicht gänzlich übereinstimmen. Seit kurzem wird auch in den chinesischen Schulen Vietnamesisch als Unterrichtssprache verlangt.

Erwähnenswert sind auch die besondern Leistungen der Chinesen im Gesundheitsdienst. Er läßt sich durchaus mit westlichen Verhältnissen vergleichen. Die fünf größten Spitäler – alle im Raume Saigon–Cholon – gehören chinesischen Organisationen. Es scheint, daß sich heute die chinesischen Spitäler mehr als zuvor auch der vietnamesischen Bevölkerung öffnen. Dies alles bedeutet, daß sich die 800 000 Auslandchinesen Vietnams zunehmend zu vietnamesischen Staatsbürgern umformen.

In erster Linie springt der Chinese in die Lücken auswandernder Franzosen (wie in Vietnam) oder wegziehender Engländer (wie in Malaya). In der Tat schreitet die Sinisierung Südostasiens nicht nur bevölkerungsmäßig, sondern vor allem wirtschaftlich ungehindert vorwärts. Der Tag scheint nicht mehr fern zu sein, an dem nach der wirtschaftlichen Eroberung dieses Raumes durch die chinesische Intelligenz auch die politische Durchdringung viel systematischer als gegenwärtig einsetzen wird.

6. E. WINKLER (Zürich). – *Das Institut für Orts-, Regional- und Landesplanung an der ETH und die Kulturgeographie.*

Auf den 1. April 1961 wurde durch Beschluß des Schweizerischen Schulrates ein Institut für Orts-, Regional- und Landesplanung an der ETH geschaffen. Aus dem 1943 gegründeten Institut für Landesplanung hervorgegangen, das bis dahin dem Geographischen Institut eingegliedert war, ist es nun selbständig und soll durch bessere Dotierung mit Hilfskräften und Einrichtungen erhöhte Leistung ermöglichen. Dem dreigliedrigen, aus je 1 Vertreter der Architektur, des Bauingenieurwesens und der Geographie bestehenden Direktorium sollen ab 1962 4 Assistenten, 3 wissenschaftliche Mitarbeiter, 1 Sekretärin und 1 Zeichner zur Verfügung stehen, und es soll auch eigene Räume erhalten. In diesem Zusammenhang erhielt die Kulturgeographie besonderes Gewicht, indem sie für Architekten und Geographen obligatorisch erklärt, für andere Abteilungen der ETH empfohlen wurde. Weshalb wurde gerade dieses Fach in den Stundenplan der Landesplanung aufgenommen, nicht etwa allgemeine, physische oder regionale Geographie? Der wohl wesentlichste Grund ist, daß Kulturgeographie wohl am unmittelbarsten dem Fragenkreis zugeordnet ist, der die Landesplanung am meisten interessiert: der vom Menschen gestalteten Kulturlandschaft oder, anders gesagt, den Gesamtzusammenhängen zwischen Natur und Mensch. Man erhofft also von ihr

hauptsächlich Aufschlüsse über die Anteile der einzelnen Landschaftselemente am Landschaftsganzen und über die Maßnahmen, welche ein optimales Zusammenwirken der Komponenten in deren Gesamtgefüge ermöglichen.

Darin sind bereits die Aufgaben angedeutet, welche der Kulturgeographie oder Kulturlandschaftsforschung im Rahmen der Landesplanung sich stellen. Sie zielen, wie unschwer erkannt werden kann, durchaus auf die Praxis, auf Planung, Gestaltung und Nutzung der Landschaft, und zwar nach allen ihren Größenordnungen (Ort, Bezirk, Kanton, Land usw.), wobei den verschiedenen Bedürfnissen etwa der Architektur, des Bauingenieurwesens, der Land- und Forstwirtschaft und der verschiedenen angewandten Naturwissenschaften (Naturschutz, Wasserversorgung, Abwasserbeseitigung usw.), also dem sich in Wohnen, Arbeiten, Erholen, Ernähren, Verkehren manifestierenden Leben im ganzen Rechnung zu tragen ist. Dies bedeutet also eine verstärkte Ausrichtung der Kulturgeographie auf alle an der Landschaft interessierten Kreise, was für ihre künftige Arbeit nur nützlich sein kann. Umgekehrt vermag die Kulturgeographie – die Geographie als Ganzes – diesen praktischen bzw. technisch-wirtschaftlichen Fächern aber auch insofern wertvolle Dienste zu leisten, als sie kraft ihrer besondern Sehweise mit allem Nachdruck darauf hinweist und diese Disziplin davon überzeugt, daß ihre Spezialarbeit nur dann vollen Wert gewinnt, wenn sie aufeinander abgestimmt, im Blickwinkel des Geographen gesehen, konsequent aufs Ganze der Landschaft ausgerichtet wird. Gerade dieses unbestreitbar maßgebliche Erfordernis der Landesplanung, die Einsicht in die korrele Bestimmtheit jedes Einzelfaktors ihres Objektes durch alle anderen, wird noch jetzt nicht selten von Orts-, Regional- und Landesplanern, die ja zumeist Architekten oder Ingenieure sind und ihr Fach als reine oder vornehmliche Bauplanung betreiben, übersehen, obwohl dies in schroffem Gegensatz zur Tatsache steht, daß Landesplanung ausschließlich mit dem Ziele erwuchs, das je länger desto gravierender werdende Mißverhältnis zwischen allen Interessen an der Landschaft zu überwinden.

Im einzelnen wird die Kulturgeographie sich um die Beantwortung etwa folgender Hauptfragen bemühen müssen: 1. welches sind die Hauptformen der Kulturlandschaften bzw. der Nutzungsregionen des Menschen (in Vergangenheit und Gegenwart), 2. wie verhalten sich ihre zuständigen und dynamischen Gefüge, und 3. welche Maßnahmen sind zu treffen, um eine allen Gefügeelementen oder -komponenten bestmögliche Existenz zu gewährleisten, wobei dem Menschen als einem der bemerkenswerten Faktoren besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden ist. Wie bei allen Forschungszweigen wird diesen Fragekomplexen namentlich in zwei Arbeitskreisen nachzugehen sein, die als Kulturlandschaftsanalyse und -synthese zu gliedern sind, woraus ersichtlich wird, daß die Gesamtdisziplin keineswegs aus ihrem traditionellen Rahmen herauszutreten beabsichtigt. Wohl aber wird sie, ihrer Eingliederung ins System der Landesplanung entsprechend, vermehrte Schwerpunkte auf Bereiche legen müssen, die ihr bisher mindestens teilweise fernstanden, wie (was

bereits angedeutet wurde) Flächen- und Raumbeanspruchungen durch öffentliche Bauten (Spitäler, Verwaltungsgebäude, Schulen, Vergnügungsanlagen, Grünzonen, Hygieneeinrichtungen) usw. sowie die Möglichkeit der räumlich-funktionellen Ausbalancierung derselben. Bereits liegen öffentliche Aufgabestellungen, wie das Problem einer gesamtschweizerischen Industriestandortsplanung, eines schweizerischen Siedlungsplanes u. a., vor, die erkennen lassen, daß der Kulturgeographie im Rahmen der Landesplanung sehr aktuelle, ja teilweise bedrängende Aufgaben harren. Ihr scheint somit eine fruchtbare Tätigkeit eröffnet, worüber die Geographie im ganzen sicher nur froh sein kann, wenn auch erst durch entsprechende Leistungen zu erweisen sein wird, ob sie ihrer Aufgabe gewachsen ist. Daß die Möglichkeit hierzu geschaffen wurde, ist personell vor allem Prof. Dr. H. Gutersonn, dem Vorstand des Geographischen Instituts der ETH und derzeitigem Präsidenten der Schweizerischen Vereinigung für Landesplanung, zu verdanken. Er besonders vermochte im Lauf seines bereits mehr als zwanzigjährigen Wirkens durch eigene Forschungs- und Unterrichtstätigkeit die Kulturgeographie in der Landesplanung zu verankern, und seiner erfolgreichen Tätigkeit wird von dieser denn auch stets anerkennend gedacht werden müssen.

7. HANSJÖRG SCHMASSMANN (Liestal). – *Eine Liste schützenswerter Landschaften der Schweiz.*

Die Schweizerische Vereinigung für Heimatschutz und der Schweizerische Bund für Naturschutz haben unter Beizug des Schweizer Alpenclubs eine gemeinsame Kommission bestellt, welcher die Erstellung einer Liste der zu erhaltenden Landschaften und Naturdenkmäler von nationaler Bedeutung übertragen ist. Die Kommission hat ihre Arbeit im Jahre 1959 aufgenommen und gedenkt, sie im nächsten Jahr abzuschließen.

Die Aufgabe der Kommission besteht darin, ein Inventar derjenigen Natur- und Kulturlandschaften aufzustellen, denen eine über die Kantons Grenzen hinausgehende nationale oder übernationale Bedeutung zukommt und welche deshalb im bestehenden Zustand erhalten und von dem heutigen Landschaftsbild fremden Eingriffen freigehalten werden sollten.

Bei den in die Liste aufzunehmenden Objekten soll es sich in jedem Falle rechtfertigen, daß sich die gesamtschweizerischen Natur- und Heimatschutzorganisationen vor der gesamtschweizerischen Öffentlichkeit für sie einsetzen.

Die Bedeutung, welche einer Vielzahl anderer Objekte von kantonalen oder lokalen Gesichtspunkten zukommt, soll durch die Aufstellung dieser Liste in keiner Weise geschmälert werden. Das Vorgehen der schweizerischen Organisationen mag eine Anregung sein, in den Kantonen vollständigere Listen aufzustellen, in denen auch die schützenswerten Landschaften und Naturdenkmäler von eher lokaler Bedeutung enthalten sein werden.

Das Inventar wird sich nicht auf Naturlandschaften beschränken, welche ja in der Schweiz außerhalb des Hochgebirges kaum mehr vorhanden sind. Bei den in die Liste aufzunehmenden Kulturlandschaften handelt es sich in der Regel um Agrar- und Waldlandschaften, wie sie im Laufe der Jahrhunderte bis zu den Eingriffen der modernen Technik geworden sind. Stadtlandschaften und «verstädterte» Landschaften sind nicht Gegenstand des Inventars. Außer den in Betracht gezogenen Landschaften gibt es eine große Zahl solcher, denen vor allem wegen ihres Bestandes an Baudenkmälern eine nationale oder übernationale Bedeutung zukommt. Eine Liste dieser Objekte aufzustellen, wird eine besondere Aufgabe sein müssen.

Als Grundlage für die Arbeit der Kommission diene eine Umfrage, welche bei den kantonalen Naturschutzkommissionen und -organisationen sowie bei den Sektionen der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz und des Schweizer Alpenclubs durchgeführt worden war.

Die Kommission, welche zunächst die eingereichten Vorschläge darauf zu prüfen hatte, ob sie den für eine Aufnahme ins Inventar maßgebenden Kriterien standzuhalten vermochten, besteht aus insgesamt sieben von den genannten Organisationen delegierten Mitgliedern. Der Kommission gehören Vertreter verschiedener Landesgegenden und Fachrichtungen an.

Da zahlreiche Objekte von nationaler Bedeutung bei der Umfrage nicht gemeldet worden waren, mußten die vorhandenen Lücken durch die Kommission selbst ausgefüllt werden. Die Pflanzengeographische Kommission der SNG gab zu dieser Vervollständigung wertvolle Anregungen.

Unter den in die Liste aufgenommenen Objekten sind zunächst diejenigen zu erwähnen, welchen in schweizerischer oder sogar europäischer Sicht eine einzigartige Bedeutung zukommt. Als Beispiele seien erwähnt:

- der Rheinfall als größter mitteleuropäischer Wasserfall
- der Vierwaldstättersee als Gebiet der bedeutendsten nationalen Gedenkstätten und als Alpenrandsee-Landschaft von unübertroffener Schönheit
- Rigi, Pilatus, Säntis, Matterhorn usw. als Landschaften, die im Volksbewußtsein als nationale Berge gefühlt werden
- das Neeracher Riet, das rechte Ufer des Neuenburgersees usw. als bedeutendste Zufluchtsorte für Brut- und Zugvögel
- die Erdpyramiden von Euseigne
- das Moor auf Kaltbrunnentalp ob Meiringen als größtes hochalpines Moor.

Außer dem Schutz der einzigartigen Landschaften und Naturdenkmäler ist es dringend notwendig, ausgewählte und in der Regel besonders gute Beispiele typischer Landschaften oder typischer Biotope zu schützen, die nicht in ihrer Gesamtheit auf alle Zeiten in ihrem gegenwärtigen Bestand erhalten werden können. Es gilt also gewissermaßen, von jedem schweizerischen Landschaftstyp mit den ihm zukommenden Pflanzengesellschaften ein oder mehrere besonders hervorragende Beispiele aus-

zuwählen, deren ursprünglicher Charakter von den Einwirkungen der modernen Zivilisation noch möglichst unberührt ist. Zum Teil sind die Typlandschaften bereits in den einzigartigen Objekten enthalten, und bei vielen der ausgewählten Typlandschaften wird man in guten Treuen der Meinung sein können, daß ihnen ebenfalls ein einzigartiger Charakter zukommt. Die hier vorgenommene Unterscheidung soll nicht den Sinn einer strengen Grenzziehung haben, sondern mehr die möglichen Gesichtspunkte hervorheben.

Schließlich gilt es, auch diejenigen Gebiete zu erfassen, denen als Erholungslandschaften insbesondere der Großstadtbevölkerung eine überkantonale Bedeutung zukommt, z. B. der Hochranden, die Lägern, das aargauische Reußtal usw. Auch hier kommen Überschneidungen mit einzigartigen Objekten und Typlandschaften vor. Das Kriterium eines bedeutenden überkantonalen Erholungsgebietes soll jedoch für sich allein dazu berechtigen, die Landschaft in das Inventar aufzunehmen.

Bei der Auswahl der einzelnen Landschaften können unterschiedliche Gesichtspunkte, z. B. botanische, zoologische, geologische, historische oder soziologische, im Vordergrund stehen. Der anzustrebende Schutz wird sich aber selbstverständlich auf die Gesamtheit aller eine Landschaft aufbauenden Elemente erstrecken müssen.

Für jede Landschaft wird in Form eines Kommissionsbeschlusses ein Inventarblatt aufgestellt. Dieses enthält alle wichtigen Angaben über die politische Zugehörigkeit, über die Bedeutung und über die Bedrohung des Gebietes sowie über den anzustrebenden und den bestehenden Schutz. Die Umgrenzung wird in einer jedem Inventarblatt beigelegten Karte festgehalten.

Als Regel wird postuliert, daß der bisherige Zustand und die bisherige Nutzung erhalten werden sollen. Das Andauern der bisherigen Nutzung erweist sich oft geradezu als *Conditio sine qua non* für die Erhaltung der Landschaft. Die Erhaltung des Neeracher Riets wird z. B. die Beibehaltung der jährlichen Überwässerung und des periodischen Streuschnitts verlangen.

In manchen Gebieten kann oder muß allerdings vom Grundsatz einer uneingeschränkten Beibehaltung der bisherigen Nutzung abgewichen werden. So kann innerhalb einiger der ausgeschiedenen größeren Landschaften eine beschränkte Überbauung im Rahmen eines wohl überlegten Zonenplanes als zulässig angesehen werden. In anderen Gebieten wird es notwendig sein, die bisherige Nutzung einzuschränken, z. B. die für die alpinen Vegetationsbestände besonders verheerende Schafweide zu verbieten.

Die Liste wird voraussichtlich insgesamt etwa hundert Landschaften und andere Naturdenkmäler umfassen. Deren Ausdehnung ist sehr unterschiedlich. Neben örtlich engbegrenzten Objekten, wie z. B. das Moor auf Kaltbrunnenalp, die Pierre des Marmettes bei Monthey, die Alpenrosenkolonie von Schneisingen usw., werden ausgedehnte Landschaften ausgeschieden, welche unter Beibehaltung der bisherigen Nutzung von landschaftsfremden Eingriffen freigehalten werden sollen, wie z. B. der

Gebirgszug Speer–Churfürsten–Alvier einschließlich der angrenzenden Inselberglandschaften und des nördlichen Walenseeufers.

8. MAURICE PERRET (Avenches). – *Pourquoi Aventicum était-elle la plus grande ville de l'Helvétie romaine*

La plupart des grandes villes de l'Antiquité doivent leur origine à un fait géographique, notamment à un trait physique : une île sur un fleuve, ce qui facilite la construction de ponts, comme à Rome ou Paris ; une petite île près de la côte, comme à Tyr ou Syracuse ; un bon port naturel comme à Marseille ou Carthage ; le débouché d'une vallée dans une plaine, comme Damas ; un col, comme Jérusalem. L'on pourrait multiplier les exemples. Il y a cependant des quantités d'endroits qui présentent les mêmes caractéristiques, mais qui n'ont vu naître que de petites localités ou qui même sont restés déserts. Ce qui a donné lieu au développement des villes, ce sont les conditions politiques qui accompagnaient les faits géographiques. Ainsi Rome se trouvait à la frontière entre les peuples italiques et les Etrusques, elle est devenue la capitale du pays formé par la réunion des deux territoires. Marseille se trouvait au bas de la vallée du Rhône, soit au point où un vaste pays entraînait en contact avec la mer. Damas était l'oasis que les caravanes venant de l'Orient et se dirigeant vers la Méditerranée découvraient après la traversée du désert d'Arabie.

A première vue, Avenches ne présente pas de grands avantages géographiques, mais un examen plus approfondi nous montre que cette ville, plus que beaucoup d'autres, a aussi dû son développement dans l'Antiquité aux circonstances géographiques. La contrée où s'étendait le glacier du Rhône est, dans le sillon Broye-Aar jalonnée de drumlins. Ces collines ovales, isolées, à la surface plane, étaient des endroits excellents pour y établir des bourgs fortifiés ; aussi les Gaulois n'ont pas manqué d'utiliser la colline d'Avenches pour y placer un oppidum. Lorsque les Helvètes décidèrent d'émigrer vers l'ouest et brûlèrent leurs cités (oppida) et leurs villages (vici), Aventicum était du nombre et elle fut au nombre des villes rebâties lorsque les Helvètes battus par les troupes de César durent retourner dans leur pays et s'y réinstaller. C'est surtout grâce à ses avantages géographiques que les Romains l'ont choisie comme capitale de leur colonie des Helvètes. Un regard sur la carte nous permet de comprendre les raisons de ce choix. La colonie s'étendait sur le Plateau suisse de l'Aubonne à la Thur, ayant comme limites septentrionales la chaîne du Jura et le Rhin et comme limite méridionale les Alpes. Tout d'abord Aventicum était pratiquement au centre géographique du pays ; sinon au centre mathématique, du moins au centre économique. Au point de vue des communications, Aventicum était à la jonction de deux grandes routes menant de la Méditerranée en Germanie, l'une venant d'Italie et passant par le Grand-Saint-Bernard, le lac Léman et la vallée de la Broye, l'autre venant de la Narbonnaise par la vallée du Rhône, Genève et le pied du Jura. Avenches étant alors accessible par eau, c'était le port du bassin du Rhin le plus rapproché de la Méditerranée, ce qui, pour le commerce

avait une grande importance. Au point de vue de la défense, le site de la ville était très favorable. Voisine de collines, il suffisait de construire l'enceinte jusque sur les hauteurs pour que la cité soit aisément défendable. Enfin la configuration et le climat de la région se prêtaient bien à l'agriculture, en particulier à la culture du froment, et aux arbres fruitiers. C'est pour toutes ces raisons qu'Aventicum est devenue la capitale de la colonie et elle s'est couverte de beaux édifices, en particulier le théâtre, l'amphithéâtre, divers thermes, des temples et de somptueuses demeures particulières. Le deuxième siècle a vu son apogée, mais elle a suivi l'Empire dans la décadence. Les Barbares tout d'abord repoussés ont finalement pris la ville, l'ont mise à sac et détruite complètement.

L'on peut se demander pourquoi Avenches n'a pas, comme Rome, Lyon, Nîmes et tant d'autres villes romaines, repris de l'importance et depuis sa destruction n'a plus jamais atteint deux milliers d'habitants alors qu'elle en avait eu plusieurs dizaines de milliers du temps des Romains. L'Histoire fournit l'explication de ce fait. Au Moyen Age, le pays fut divisé en de nombreuses seigneuries féodales dont les territoires se modifient au gré des guerres, des alliances, des mariages, des héritages, des donations aux églises et couvents. Les routes et les transports ne jouent plus qu'un rôle secondaire. Il n'y a plus, comme dans l'Antiquité, un centre d'où partent et où aboutissent toutes les routes, tout le commerce, toutes les influences. Certains seigneurs s'élèvent. Avenches n'a pas la chance d'être la ville d'un maître puissant, elle vit paisiblement et traverse le Moyen Age et les temps modernes sans changement, tandis que des villes plus récentes deviendront des centres de régions, puis des chefs-lieux de cantons. Berne, qui ne fut fondée qu'en 1191, deviendra la Ville fédérale, bien que sa situation géographique soit moins favorable que celle d'Avenches.

Avec la haute conjoncture, le développement industriel, la construction des autoroutes, Avenches va sans doute voir sa population augmenter, mais elle ne retrouvera jamais sa suprématie d'antan.

9. JEAN-FRÉDÉRIC ROUILLER (Genève). — *A propos d'un nouvel ouvrage de cartographie européenne.*

Inspiré par les mêmes milieux que l'*Orbis Terrarum Europae*, paru voici quatre ans¹, l'*Atlas de l'Europe de l'Ouest* est publié, sous l'égide du Mouvement fédéraliste pour l'Europe, par les soins de la Société européenne d'études et d'informations, à Paris.

Il a pour auteur Jean Dollfuss, grand spécialiste des problèmes géographiques européens, lequel s'est entouré de plusieurs collaborateurs éminents, en particulier Bernard Padeloup pour les textes.

Présenté tout d'abord dans sa version française, l'*Atlas de l'Europe de l'Ouest* doit faire l'objet de quatre autres éditions dans les langues les plus répandues en Occident : allemand, italien, néerlandais et anglais.

¹ Voir « Actes de la SHSN », 137^e session annuelle, Neuchâtel, 1957, p. 122.

L'originalité de cet ouvrage, d'une remarquable tenue, réside dans le fait que, renonçant à une conception par trop nationaliste qui a trop longtemps présidé à l'élaboration de la plupart des Atlas, il cherche à faire abstraction, autant que faire se peut, des frontières nationales et à donner une image d'ensemble d'une vaste région du monde : l'Europe occidentale.

Les trois cartes physiques placées en tête de l'*Atlas* font bien ressortir que la nature, si elle a hérissé le sol européen de barrières montagneuses, n'a pas tracé ainsi à l'avance les limites des Etats modernes. Les concentrations humaines, elles non plus, ne s'effectuent pas suivant tel ou tel plan tracé par les gouvernements. Les régions peuplées, actives et riches, sont exactement déterminées par certaines conditions naturelles et les facilités de travail utile qu'elles offrent aux hommes.

On verra dans les cartes économiques, dont la richesse de documentation a de quoi surprendre, le sens de l'évolution qu'il convient d'attendre de cette partie de notre continent. Une impression d'activité intense, et aussi de diversité étonnante dans le labeur des hommes, se dégage de l'examen de ces planches. Les possibilités de cette Europe — si elle sait faire taire définitivement ses querelles de famille et ordonner enfin les efforts de tous — ne le céderont en rien à celles de continents plus vastes, mais moins bien préparés à une harmonieuse synthèse de leurs activités.

La préface de M. Paul-Henri Spaak met bien en lumière que cette Europe n'a qu'à prendre conscience de son unité fondamentale et de la relative simplicité des institutions communes à mettre en place pour devenir le plus grand pôle d'attraction pour tous les hommes vivant sur notre planète.

Les commentaires sobres qui éclairent parfaitement les 27 planches de l'*Atlas* seront d'une grande utilité pour les lecteurs. Ceux-ci apprécieront aussi les huit pages d'illustrations qui présentent des aspects caractéristiques des paysages ou des activités de l'Europe.

Tous ceux qui s'intéressent aux problèmes démographiques et économiques de ce temps, hommes d'affaires, responsables et cadres des entreprises, architectes, ingénieurs, administrateurs des collectivités publiques ou privées auront intérêt à consulter cet ouvrage de 48 pages, vendu, dans toute l'Europe de l'Ouest, à un prix très modique que seule l'importance exceptionnelle du tirage peut expliquer.